

Kapitel 1

Grelle Blitze zerfetzten den nachtschwarzen Himmel. Bruchteile von Sekunden erhellte das blendende Licht alles in stumpfe Silhouetten. Kurze Zeit später hüllte sich die kleine Welt wieder ins schützende und doch beängstigende Dunkel der Nacht. Ein Grollen durchfuhr die einsame Stille, die nur der leise aufkommende Wind und das Rauschen der Blätter durchdrang. Als stöhne die kleine Welt unter den erbarmungslosen Stromschlägen, so mochte man meinen. Dann war es wieder still, und nur der Wald ließ die kleine Ahnung, dass wieder beginnendes Leben herrschte. Es wogen die Bäume im Wiegengesang des Windes, dieser wiederum hauchte den Blättern Atem ein und sie sangen monoton sein Lied. Nun stimmten auch sanfte, lauwarne Regentropfen in die versonnene Melodie ein. Erst leise, dann stärker und immer heftiger klopften sie auf das Dach des Waldes. In einem Blasen schlagenden Trommeln prasselten sie zu Boden und überstimmten die gedämpfte Weise. Die Natur komponierte eine kleine Operette, mal hauchend, dann wieder laut triumphierend, singend und zugleich schweigend.

Es war Juli und genau auf dieses Ereignis, so simpel und selbstverständlich es auch sein mag, wartete die große- kleine Welt des Waldes seit Monaten. Gierig saugte der Waldboden die Tropfen des Lebens auf, um sie zu den Wurzeln zu führen, auf dass diese sie aufnahmen und alles zum Blühen und Wachsen brachten. Knorrige, vertrocknete Zweige hoben sich dem Himmel entgegen, badeten in diesem einfachen und doch so lebenswichtigen Elixier, das Leben hieß. Verbrannten Gräsern brachte das üppige Nass neue, sattgrüne Triebe. Der kleine, tote Wald erwachte wieder aus seiner Lethargie, gab sich allem so bedingungslos hin und nahm, was man ihm gab, dankbar an. Er ergötzte sich an dem Überfluss des Segens, welcher nach so langer Zeit des Darbens und Entbehrens vom Himmel fiel. Stundenlang gab der große, weite Himmel der kleinen Welt durch Blitze und Donner Zeichen, dass er von diesem so einfachen Element noch mehr haben könnte und entschuldigte sich somit für das Vergessen. »Verzeih!«, schien er zu rufen und: »hier hast du genug von dem, was ich vergaß, dir in der letzten Zeit zu geben. Leben sollst du!« Und mit diesen Worten ließ er es regnen. Sekundenlang, minutenlang, stundenlang.

So wie es in diesem Wald zu dieser Zeit zu neuem Leben kam, so gebar auch im kleinen Katen am Waldrand neues Leben.

In dem heruntergekommenen Haus mit den windschiefen Wänden und den herabhängenden Fensterläden, das eher an die Hütte einer warzigen Hexe aus dem Märchen erinnerte, lag Johanna Metzen seit Stunden in den Wehen. Immer und immer wieder krampfte sich ihr fülliger Leib zusammen, bebte unter dem zerreißenen Schmerz, und ihr Mund, obwohl zum Schrei geöffnet, brachte nur ein stoßendes Krächzen heraus.

Ihre Haare hingen in Strähnen und klebten verschwitzt im Gesicht. Das Augenweiß war mit Blutstriemen durchzogen. Fast ohnmächtig vor Schmerz bissen ihre Zähne in die blutigen Lippen und ihre Hände krallten sich in die Bettpfosten. Sie lag allein auf dem Holzbett in der kleinen Schlafkammer, spreizte die Beine und presste sie an das Bettende. Bei jeder Wehe schob sie ihren Körper kniewärts, um sich nach deren Abklingen wieder erschöpft auf den Rücken fallen zu lassen.

»Komm schon, du Balg!«, zischte sie durch die aufeinander gepressten Lippen und holte tief Luft. Um die nächste Wehe durchzustehen, schob sie ihren Leib abermals hoch, umfasste nun mit beiden Händen die Knie und presste, gurgelte, holte nochmals Luft, presste wieder und ließ sich mit einem lauten Aufschrei zurückfallen. Ihre Hände tasteten zwischen die Beine und ihre Finger fühlten etwas Haariges, Schmieriges, Plattes.

Wieder rollten die zerreißenen Schmerzen langsam in ihr hoch und ließen ihr nicht die Zeit, sich auch nur für Sekunden zu entspannen. Ihr blutverschmiertes Unterhemd klebte am Körper. Es stank nach Fisch, Schweiß und Blut im düsteren, stickigen Zimmer. Kaum einen Atemzug konnte man tun, ohne dass er einen zu erdrücken schien.

Johanna hockte sich nun neben das Bett, griff mit einer Hand zwischen die Beine, mit der anderen klammerte sie am Bettrand, um sich den nötigen Halt zu verschaffen und wartete auf die nächste Wehe. Sie wollte dem zermürbenden Schmerz ein Ende bereiten. Ihr Mund und der Hals brannten, sie hatte Durst, aber es war keiner da, der ihr Wasser reichte. Sie war allein, allein mit ihren

Schmerzen, allein mit ihrer verkümmerten Seele, allein mit diesem Kind, das so fest in ihrem Leib steckte, sich scheinbar fest krallte mit seinen kleinen, gierigen Fingern. Er raubte ihr die Kraft, ließ sie leiden, bewegte sich nicht. Half ihr nicht, dass das alles hier bald zu Ende sei.

Stunde verging um Stunde, und das Kind schien sich nicht zu rühren. Raus damit! dachte sie. Raus mit diesem verruchten Balg! Sie empfand Hass, nichts als Hass und Schmerz. Sie hasste alles. Sich, das Ungeborene, die Menschen, den nicht enden wollenden Regen, den gottverdammten Kerl, der dieses Ding zeugte und überhaupt ...

Und dieser Hass machte es ihr so schwer zu leben und Leben zu geben.

Wieder überkam sie dumpf und kollernd dieses Zerreißen. Sie kniff die Augen fest zusammen und dachte nur: ‚Ein letztes Mal ... nur noch ein letztes Mal.‘ Und mit diesen Gedanken schrie sie aus Leibeskräften. Sie schrie und schrie so lange und laut, dass sie nicht bemerkte, als alles schon vorbei war. Zwischen ihren Beinen polterte ein kleines, glitschiges, gelb-rot verschmiertes Etwas auf die Holzdielen und stimmte Sekunden später in das Geschrei mit ein.

Beide, die Augen geschlossen, schrien sie nun der Welt ihren Hass ins Gesicht. Weil die Eine nicht leben wollte und der Andere noch nicht wusste, wie es ist zu leben.

Es dauerte eine gewisse Zeit, bis Johanna zu sich kam und das Kind unter sich in einer riesigen Blutlache entdeckte. Der Teufel in Person, der ihr die letzten Stunden zur Hölle gemacht hatte. Er lag nun da und schrie.

Widerlich und eklig war er anzusehen. Angewidert kroch sie aus der Hütte und kotzte ihren Hass aus. Und nun, als sie glaubte, alles sei vorbei, ergriff wieder dieser Schmerz Besitz von ihr, quetschte und drückte ihren Leib abermals zusammen und etwas Graugrünes kam zum Vorschein, hing erst aus ihrem Leib zwischen den Beinen heraus und platschte dann zu Boden. Entsetzt starrte sie auf diese Masse, versuchte zu verstehen, was dies sei und glaubte, ihr Inneres kehrte sich nach außen.

»Der Teufel«, flüsterte sie und horchte auf das Gebrüll ihres Kindes. Sollte sie ihn töten? Nein. Dafür würde man sie bestrafen. Leben lassen ... verhungern ... einfach nicht beachten, als sei er nicht existent? Aber da war er doch und schrie, was die kleine Lunge hergab, forderte somit sein ihm Zustehendes. Das, was Johanna nicht zu geben bereit war, weil ihre Seele es nicht zuließ. Liebe... Milch ... Brust, ja, die Brust.

»Hör auf zu schreien!«, flüsterte sie und hielt sich die Ohren zu, um dieses unerträgliche Gebrüll nicht ertragen zu müssen. »Du verhasstes Etwas...du... « Johanna überlegte. Was war es denn?

»Lass es keinen Jungen sein«, betete sie.

Langsam schlich sie zu dem verschmierten, stinkenden Kind, schloss die Augen und trat auf ihn zu. Sie wollte es nicht von Weitem sehen ... nah wollte sie sein. Mit einem Ruck öffnete sie ihre Augen und starrte auf die zwei Hoden, die immens groß, viel zu groß für dieses kleine Ding waren. Und er schrie. Er schrie so laut, dass Johanna glaubte, den Verstand zu verlieren. Wieder schossen Schmerzwellen durch ihren Unterleib, aber sie waren bei weitem nicht mehr so stark wie vorher. Doch sie waren noch da und dieses Kind war da. Beides wollte sie nicht.

Sie war erschöpft, wollte Ruhe ... einfach schlafen. Aber dieses Ding ließ sie nicht schlafen, davon war sie überzeugt. Solange dieser Junge auf dem Boden lag, hörte er nicht auf zu schreien.

Er stank und sah widerlich aus. Er klebte, und das Blut trocknete langsam mit diesem gelben Zeug an.

Waschen, dachte Johanna. Wollte ihn aber nicht berühren ... ihn, einen Jungen. Zu aller Schande auch noch ein Junge.

Sie nahm ein Laken aus dem an der Wand stehenden alten, knarrenden Eichenschrank, wickelte den Jungen darin ein und ging mit ihm zum alten Waschzuber.

Er schrie noch immer und Johanna bemerkte, dass aus ihrer linken, geschwellenen Brust Milch lief. Mit Grausen starrte sie auf seine linke Hand, die sich zärtlich auf ihre nackte Haut legte.

»Nur neun Finger?!«, flüsterte sie. »Die Teufelsbrut hat nur neun Finger!«

Schnell zog sie das Laken beiseite und besah sich seine Füßchen. Auch dort bemerkte sie das Fehlen eines Zehs am linkem Fuß.

»Sei ruhig!«, fuhr sie ihn an. Dann öffnete sie das Unterhemd, zog es von der klebrigen Haut, setzte sich in den Lehnstuhl und hob nun den Jungen an die

Brust. Als die Brustwarze seine Wange berührte, war er augenblicklich still, drehte den Kopf seitlich und versuchte verzweifelt mit den geschürzten Lippen die harte, heiße Brust zu fassen.

Und als dies geschehen, begann er gierig daran zu saugen. Johanna presste die Lippen aufeinander, vor Schmerz und Ekel ... aber er war ruhig ... endlich ruhig.

Erschöpft und endlich befreit von diesem zermarternden Geschrei schloss sie die Augen und schlief völlig entkräftet ein. Die Sonne kroch langsam über den Horizont, der Tag erwachte. Die Natur beendete das Operettenschauspiel. Kein Tropfen fiel mehr vom Himmel, und der Wind wehte lau. Ab und zu zuckte noch ein Blitz über dem Horizont und zeichnete für kurze Zeit am Himmel ein Wirrwarr an Streifen.

Der Wald schien wie ausgestorben. Kein lebend Wesen streifte durch die dichten Bäume, um sich an der jetzt sprießenden Vielfalt von Gräsern und Kräutern zu ergötzen. Kein Reh sprang über die morschen, abgestorbenen Stämme, kein Hase ... kein Vogel.

Doch!

Da auf dem schmalen Weg vor der Kate sprang ein kleiner Vogel mit schwarzer Augenmaske, weißem Bauch und rostrot braunen Flügeln.

Ein *Lanius Collurio*, der eifrig damit beschäftigt war, die durch den Regen aus dem Boden kriechenden Würmer zu sammeln, um sie dann auf kleine Dornen zu spießen und sie somit seinem Weibchen als Liebesgabe darzubieten, die sehnsuchtsvoll irgendwo im Geäst des Waldes wartete.

Dieser Vogel war ein Neuntöter.